



Wilhelm Oncken

Tagebuch- aufzeichnungen:

Bismarck nach seinem Sturz

Wl. — Dr. Bonnet, Mitglied der historischen Kommission für Nassau, übergab der Schriftleitung bisher unveröffentlichte Tagebuchaufzeichnungen des Historikers Wilhelm Oncken (1838—1905), der seit 1870 bis zu seinem Tode Ordinarius für Geschichte an der Universität Gießen und im Kaiserreich ein bekannter Politiker war. Oncken gehörte der national-liberalen Reichstagsfraktion an. Er war einer der wenigen, die Bismarck kurz nach seinem Sturz empfing. Über seinen längeren Aufenthalt auf dem Gut von Bismarck in Varzin führte er Tagebuchaufzeichnungen, in deren Besitz Herr Dr. Bonnet gekommen ist. Für eine vollständige Veröffentlichung in den Gießener Universitätsblättern ist das Manuskript zu lang. Ich habe Herrn Prof. Göhring das Manuskript mit der Bitte übersandt, zu prüfen, ob die Aufzeichnungen veröffentlichenswert sind und welche Partien gegebenenfalls in Frage kämen. Prof. Göhring teilte mir nach Durchsicht des Manuskripts wenige Tage vor seinem Tode mit, daß es nichts enthalte, was Bismarck in seinen Erinnerungen später nicht veröffentlicht habe. Doch trügen die Aufzeichnungen eine so persönliche Handschrift, zumal sie nicht für eine Veröffentlichung vorgesehen waren, daß Auszüge auch heute noch lesenswert seien. Er versprach mir, die Auszüge zu markieren. Dazu ist er leider nicht mehr gekommen. Ich habe deswegen einige Stellen herausgegriffen, von denen ich vermute, daß sie allgemeines Interesse finden.

Friedrichsruh, den 8. Juli 1890

Euer Hochwohlgeboren

danke ich verbindlichst für die Übersendung und noch mehr für den Inhalt der durch Geist und warme Empfindung ausgezeichneten Rede und lege ich auf Kundgebungen alter Treue wie die vorliegende nicht nur unter den augenblicklichen Verhältnissen, sondern jederzeit den höchsten Wert.

v. Bismarck

Der Brief war von der eigenen Hand des Fürsten unterschrieben. Das Schreiben ermutigte mich zu dem Auftrag, den ich meinem Verleger erteilte, dem Fürsten Bismarck sämtliche fertigen Hefte meines Buches über das Zeitalter des Kaisers zuzusenden. Und als ich mit dem Manuskript des 2. Bandes fertig wurde — es war am 23. September 1891, dem Tag, an welchem im Jahre 1862, also vor 29 Jahren, Bismarck zum Ministerpräsidenten ernannt worden war — da schrieb ich an den Fürsten nach Varzin und bat um die Erlaubnis, ihn entweder zu Friedrichsruh oder Varzin zu besuchen und mit ihm persönlich über mein Buch zu verhandeln, von dem er inzwischen Kenntnis genommen haben werde. Als ich ein paar Tage später nach Berlin kam, fand ich dort auf einen inzwischen abgesandten Brief eine Antwort aus Varzin vor, worin ich auf den 16. Oktober freundlichst eingeladen wurde, und an diesem Tage machte ich die lange Eisenbahnfahrt, die man von Berlin aus über Stettin-Schlawe nach Hammermühle machen muß. In Hammermühle fand ich den Wagen des Fürsten vor, der mich in 20 Minuten nach Varzin brachte. Seit 1877 hatte ich ihn nicht mehr gesehen, und was für eine Katastrophe war inzwischen über ihn gekommen! So machte ich mich denn mit einem Diener auf den Weg, der mich durch eine lange Reihe halb erleuchteter Zimmer hindurchführte, bis wir an einer halbgeöffneten Tür ankamen. Erst hinter der Tür stand der Fürst, hoch aufgerichtet vor dem Kamin, in welchem ein großes Feuer brannte, und reichte mir die Hand, die er sogleich wieder zurückzog, um sich die rechte Wange zu halten. Er war im schwarzen Rock und trug eine weiße Halsbinde. Er sah aus wie ein englischer Reverend — es fehlte nur der Schlapphut und der Spazierstock, und der Lenbachsche Bismarck wäre fertig gewesen, während ich ihn zuletzt als Kürassier gesehen und entweder im weißen oder blauen Uniformrocke, aber niemals ohne Uniform gesehen hatte. Das war der erste auffälligste Unterschied zwischen einst und jetzt. Ich ging zur Hauptsache über und sagte: »Durchlaucht, mein Verleger hat sich beehrt, Ihnen ein Exemplar meines Buches über das Zeitalter des Kaisers Wilhelm zuzusenden. Ich bin gekommen, um mir Berichtigungen und Ergänzungen zu diesem Buche auszubitten.« »Ja«, antwortete er, »ich habe es mit vieler Freude gelesen und bin Ihnen dankbar dafür. Ich würde es auch gerne mit Ihnen durchgehen an Hand der Bemerkungen, die ich am Rande gemacht habe, da, wo Ihre Angaben auf unrichtigen Informationen beruhen; aber es ist in Friedrichsruh, und ich kann es aus mei-

ner dortigen Bibliothek nicht durch den Oberförster Lange heraussuchen lassen.« Ich erbot mich sofort, telegraphisch ein anderes Exemplar aus Berlin kommen zu lassen. Bis dahin beschloß ich, durch Fragen aufs Geratewohl mir einzelne Aufschlüsse zu verschaffen, und das ist dann auch in reichstem Maße gelungen. Meine Frage war: »Werden Durchlaucht keine Denkwürdigkeiten schreiben?« »Nein, ich will nicht lügen und würde zu viele Menschen verletzen.« »Aber für die Nachwelt könnten Sie doch schreiben!« Ich werde wohl für meine Söhne gewisse Niederschriften machen und diesen überlassen, davon Gebrauch zu machen. Der größte Teil meiner Korrespondenz ist in Staatsarchiven geblieben. Ich bin seiner Zeit so schnell aus dem Amte hinausgeworfen worden, so daß ich keine Sichtung meiner Papiere vornehmen konnte. Ich habe nur ganz eilig zusammengepackt. Außerdem bin ich träge geworden, seitdem die Anspannung im Dienst mich verlassen hat. Ich liege gern lange im Bett. Das Bedürfnis, tätig zu sein und zu wirken, ist mir abhanden gekommen. Das Gefühl der Verantwortung für das, was geschieht, ist fort, und deshalb interessiert es mich weniger. Die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, werde ich auch so ausfüllen können.« »Aber Ihre Aufgabe gegenüber der Menschheit!« »Ach, seinerzeit kommt ja das alles aus den Archiven an den Tag, und dann stellt sich alles richtig, trotz aller Mühe, die sich einer gegeben hat, den wahren Sachverhalt zu verdunkeln. Man hat eine Million für mein Denkmal zusammengebracht, aber die Sache wird von oben herab verhindert. Mir ist das gleichgültig. Mein Denkmal ist das Reichstagsgebäude in Berlin.« Erst bei Tisch konnte ich mir nun den Fürsten selbst näher betrachten, und ich fand, daß sein Aussehen ganz vortrefflich ist. Seine Gesichtsfarbe ist nicht wachsgelb, wie man nach Lenbachs Ölbildern glauben sollte, sondern rötlich, wie gesunde Menschen aussehen. Ich sprach darüber meine Überraschung aus, und der Fürst sagte: »Ja, Lenbachs Ideal ist Rembrandt, dessen Bilder auch 100 Jahre im Rauchfang haben hängen müssen, bis sie schön wurden.« Die Tafel hatte um 6.30 begonnen und um 8 Uhr geendet. Um 8 Uhr schrieb ich folgende Zeilen in mein Notizbuch:

Varzin, 16. Oktober 1891, 8 Uhr abends.

Ich sitze im Wohnzimmer des Fürsten mit dem Rücken nach dem Kamin, in welchem ein großes Feuer lodert. Rechts liegt jenseits des Tisches der Fürst auf einem Sopha, die große türkische Pfeife im Munde, die Beine lang ausgestreckt, und liest die Fliegenden Blätter, eine Lektüre, die er eben durch die Bemerkung unterbricht: »Merkwürdig, wie da immer auf Offiziere und Studenten geschimpft wird, um sie beide lächerlich zu machen.« Links von mir sitzt auf einem Stuhl die Fürstin und liest ihre eben eingelaufenen Briefe, welche Dr. Chrysander überbracht hat. Ich sitze da und schreibe, um mir alles Erlebte so schnell wie möglich festzulegen. Die Bemerkungen und Erzählungen, mit denen

der Fürst seine Zeitungslektüre unterbrach, waren überaus merkwürdig. In den Zeitungen wurde damals der Tod des Königs von Württemberg und sein Nachfolger besprochen. Von dem letzteren sagte er: »Er ist ein freundlicher, liebenswürdiger Herr, der den Eindruck eines offenen Charakters macht.« Das Urteil führe ich an, weil Bismarck alle Menschen zuerst unter dem Gesichtspunkt der Frage unterscheidet, ob sie offen sind oder nicht, ob von ihnen das Wort gilt: Ein Mann ein Wort — oder nicht. Mit Bezug auf seinen Rücktritt machte er folgende Bemerkung: »Als meine Nachfolge geordnet werden sollte, fiel mir eine Geschichte von dem Geiger Joachim ein, der Schlittschuhlaufen lernen wollte und dem, als er das erste Mal hinfiel, ein Bahnfeger sagte: »Ja, mein Herr, das Eislaufen ist nicht so leicht wie das Violinspielen.« Früher glaubte man in Europa, in Berlin sei man viel klüger als überall, jetzt hat dieser Glaube aufgehört und einem anderen Platz gemacht.«

Während die Fürstin zu meiner Linken über ihren Brief eingeknickt war, erzählte mir der Fürst von König Ludwig II. von Bayern, der ihm bis 14 Tage vor seinem Tod eine Menge freundschaftlicher Briefe geschrieben und in seinem letzten ihn um Hilfe gegen seine Minister angefleht habe. Bis dahin waren die Briefe des Königs noch ganz vernünftig, nur die Schriftzüge wurden immer länger und kratzfüßiger. Bekanntlich hat im November 1870 der König von Bayern einen Brief an König Wilhelm geschrieben, worin er den König aufforderte, die Kaiserwürde anzunehmen. Dieser Brief ist bekannt, und ebenso ist aus dem Tagebuch des Kaisers Friedrich bekannt, daß dieser Brief im Konzept von Bismarck entworfen worden war, durch den Grafen Holnstein, den Oberstallmeister des Königs, aus Versailles nach Hohenschwangau gebracht, dort von dem König abgeschrieben und dann durch Holnstein nach Versailles zurückgebracht worden war, wo er am 3. Dezember ankam und durch Prinzen Luitpold dem König Wilhelm übergeben wurde. Nicht bekannt ist dagegen der Brief, welchen Fürst Bismarck dem König Ludwig persönlich schrieb, um ihn zu diesem Schritt zu bestimmen. Hierüber hat mir Fürst Bismarck merkwürdige Mitteilungen gemacht. In diesem Brief hat Bismarck gesagt: Die Familie von Bismarck sei Kaiser Ludwig dem Bayern zu besonderem Dank verpflichtet für die Güter, die sie in der Altmark besessen habe und zum Teil noch besitze. Er werde also einem König von Bayern nichts zumuten, was er nicht erfüllen könne. Gewisse Rechte müßten jetzt dem König von Preußen als Reichsoberhaupt abgetreten werden. Solange der König von Preußen sein Nachbar sei, könne er das nicht so leicht, als wenn der König von Preußen Deutscher Kaiser und dazu sein Landsmann werde. Später sagte er: Von diesem Verdienste des Kaisers Ludwig des Bayern haben meine Vorfahren nichts gewußt, aber ich habe es gewußt und habe es verwertet. Was ist Politik? Politik ist die Kenntnis der Menschen und der Beweggründe, nach welchen sie handeln, und ich hielt mich verpflichtet, alles anzuführen, was geeignet war, diesen König für meinen Plan in Bewegung zu setzen. Als der König Ludwig schreiben wollte, fand sich

auf dem ganzen Schloß kein Blatt Papier. Man mußte aus der Bibliothek einen Fetzen Papier holen lassen, auf welchem der König nachher eine Abschrift anfertigte. Und dieser Fetzen Papier war voll Ölflecken. Der Graf Holnstein mußte 20 Meilen durchs Gebirge reiten, bis er nach Hohenschwangau kam, wo der König sich aufhielt. Als er den König zu sprechen verlangte, wurde ihm geantwortet, der König sei nicht zu sprechen, er habe Zahnweh. Da sagte der Graf Holnstein: »Ich habe aber einen Brief des Grafen Bismarck.« Diesen Brief nahm der König, las ihn zweimal durch und schrieb dann den Brief an den König von Preußen ab, welchen Bismarck entworfen hatte und in welchem er den König Wilhelm aufforderte, die Kaiserwürde anzunehmen.

Beim Lesen eines amerikanischen Blattes fand der Fürst eine Stelle, wo das Verhältnis Bismarcks zu Kaiser Wilhelm verglichen ward mit dem Verhältnis des Propheten Elias zum König Ahab. »Was ist das?«, fragte der Fürst. Die Fürstin, die sehr bibelfest ist, antwortete: »Ahab hat sehr viel Böses getan, und Elias hat ihm ins Gewissen geredet.« Dr. Lindow, der Theologe ist, war schon zu Bett gegangen, und Chrysander ging hinaus, um sich bei ihm des Näheren nach Ahab und Elias zu erkundigen.

Inzwischen war Chrysander wiedergekommen und hatte ein Altes Testament mitgebracht, in welchem das erste Buch der Könige aufgeschlagen war, wo von Ahab und Elias die Rede ist. Fürst Bismarck las die Stelle und sagte: »Dieser Elias hat doch viel schärfer mit Ahab gesprochen als ich mit Kaiser Wilhelm II. Diese jüdischen Propheten waren doch viel wilder als wir heutzutage.« Beim Lesen in der Zeitung fand er auch die Nachricht, daß der Lloyddampfer Fürst Bismarck seine 100. Ozeanreise glücklich zurückgelegt habe. Er sprach seine Freude darüber aus und sagte von dem Kapitän dieses Dampfers: »Dieser Kapitän Albers ist ein sehr gescheiter und gebildeter Mann«, und beim Weiterlesen fuhr er fort: »Was die Deutschen sich ängstigen, die Russen könnten sie angreifen, aber die denken gar nicht daran, fällt ihnen gar nicht ein. Daß die Russen rüsten sollten, uns anzugreifen, ist der dümmste aller Gedanken. Die Russen rüsten, weil sie bei ihren Plänen gegen die Türkei Furcht haben, Österreich werde sie angreifen. Der wahre Plan der Russen ist, die Türkei mit Liebe oder Gewalt zum Verschuß der Meerengen zu bestimmen. Einmal hatten die Russen die Absicht, Österreich zu überfallen, und da hätten wir natürlich helfen müssen. Denn für das europäische Gleichgewicht ist Österreich nötig. Aber wir müssen auch dafür sorgen, daß Österreich sich nicht mutwillig hineinreitet. Ostpreußen können die Russen nicht haben wollen. Das wäre für sie die reine Giftpille. Ebenso unsinnig wie die Furcht vor einem russischen Überfall ist der Gedanke, daß der Papst von Frankreich die Wiederherstellung des Kirchenstaates erhoffe. Erst müßte doch das Königreich Italien in die Pfanne gehauen werden. Dann aber käme die Republik, und diese würde am allerwenigsten die Hierarchie wiederherstellen. Dergleichen kann ein klerikaler Fanatiker im Unwillen als Phantasie niederschreiben, aber daran glauben, wäre Unsinn.«

Der Familienabend endet in dem Augenblick, in welchem Bismarck, nachdem er seine Zeitung gelesen hat, seine Pfeife weglegt und von dem Sopha aufsteht. Dann steht der Gast auch auf und verabschiedet sich. In der Regel ist es dann 11 Uhr geworden. Der Fürst geht aber dann noch lange nicht zu Bett. Es scheint, daß er dann erst geschichtliche Werke liest, zu denen er tagsüber keine Zeit findet, wie er früher nachts die Hauptarbeiten vorgenommen hat, zu denen er am Tage wegen der vielen Besuche, der Sitzungen im Ministerium und Parlament keine Zeit gefunden hat.

Er sagte, er habe sich, als er noch jünger war, für einen ganz klugen Burschen gehalten, aber sich allmählich überzeugt, daß niemand den Ereignissen gebieten könne, also niemand wirklich mächtig oder groß sei, und er müsse darüber lachen, wenn er sich preisen höre als weise, vorherrschend, und als habe er eine große Macht in der Welt. Wenn er weiter nichts gelernt hätte, sagte er, so hätte er Bescheidenheit gelernt.

Die Gegenstände seiner Mitteilungen bei diesem ersten Spaziergang waren Kaiser Wilhelm, Kaiserin Augusta, Kaiser Friedrich III. und die Kaiserin Friedrich. Von Kaiser Wilhelm I. sprach Bismarck mit einer Wärme, die sich von selber rechtfertigt durch die Tatsachen, die er erzählt.

Der Treue des Kaisers dankte Bismarck die monatelangen Beurlaubungen auf das Land, während deren er neues Leben, ich möchte sage, neue Jugendkraft für seinen schweren Beruf gewann. Wenn man beobachtet, mit welcher Lust Bismarck die frische Landluft atmet, ich möchte sagen schlürft, gleich einem Labetrunk, mit welcher Freude er seinen Gästen die 300jährigen Bäume zeigte, unter deren Schatten er lustwandelt und zwischen denen er seine Spazierwege selber angelegt und die Durchschläge gemacht hat, um sich Fernsichten zu eröffnen, mit welchem Stolz er die selbst angelegten Pflanzungen, die selbst gezogenen Wege, die selbst angeordneten Ruhebänke zeigt und endlich, mit welchem Atemzuge der Erleichterung er gelegentlich auf seinem Lieblingsplätzchen mitten im Wald sagt: »Sehen Sie, hier erreichen mich keine Telegramme« — dann fragt man nicht mehr, woher nahm dieser Mann die Kraft, 28 Jahre lang die Riesenarbeit zu verrichten, die er verrichtet hat.

Auch während der Beurlaubung Bismarcks gingen ja alle großen Arbeiten ihren Gang, gerade so, wie wenn er zur Stelle gewesen wäre. Er selber arbeitete in Varzin und Friedrichsruh mehr noch als in Berlin, aber es waren nur die Haupt- und Staatsaktionen, mit denen er sich hier befaßte. Aller Kleinkram blieb ihm fern, vor allen Dingen der ganze Krieg der Persönlichkeiten, der ewige Kleinkrieg der Ränke und Kabalen, der Froschmäusekrieg mit den Höflingen beiderlei Geschlechts, das alles, was die Höfe wie ein mit Blumen überdeckter Sumpf umgibt, das alles war ihm da entrückt. Dem badischen Minister v. Feydorf hat er einmal gesagt: »Alle nötigen Geschäfte besorge ich gern, sie erhalten mich gesund, aber die unnötigen Geschäfte, die machen mich krank.« Die unnötigen Geschäfte waren es, die ihm erspart blieben. Bismarck gehörte

zu den Machthabern, denen man mit Keulenschlägen nicht beikam, desto mehr aber mit Nadelstichen zusetzte, um ihm das Leben zu verbittern und den Kampf um die Macht zu verleiden.

Bismarck hatte kurz nach seiner Ernennung in Erfahrung gebracht, daß durch geheime Zuschriften von sehr einflußreicher Stelle auf den König Sturm gelaufen ward, um ihn zur Entlassung Bismarcks zu bewegen, und es fiel diesem auf, daß der König ihm nichts davon sagte. Er bat ihn deshalb, er möge ihn nicht ungehört verurteilen und, wenn ungünstige Nachrichten über ihn eingingen, ihm Gelegenheit geben, sich zu reinigen von diesen Anklagen. Da sagte der König lächelnd: »Ach, wenn ich Ihnen alles mitteilen wollte, was mir Schlechtes über Sie geschrieben wird, dann würde ich die ganze Woche nicht fertig.« »Er kannte mich eben als einen treuen Diener, und das genügte. Er ließ sich nicht irre machen, aber ein Politiker war der König Wilhelm nicht.«